Bezugspreis:
Für Dresden vierteljährlich: 2 Mark 50 Pf., bei den Kaiserlich deutschen Postanstalten vierteljährlich 3 Mark; außerhalb des Deutschen Reiches Post- und Stempelzuschlag. Einzelne Nummern: 10 Pf.

Erscheinen:
Täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage abends.
Fernspr.-Anschluß: Nr. 1295.

Dresdner Journal.

Ankündigungsgebühren:
Für den Raum einer gespaltenen Zeile kleiner Schrift 20 Pf. Unter „Eingesandt" die Zeile 50 Pf.
Bei Tabellen- und Ziffernsatz entsprechender Aufschlag.

Herausgeber:
Königliche Expedition des Dresdner Journals
Dresden, Zwingerstr. 20.
Fernspr.-Anschluß: Nr. 1295.

№ 219. Dienstag, den 21. September abends. **1897.**

Amtlicher Teil.

Dresden, 18. September. Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht, den außerordentlichen Professor an der Universität Göttingen Dr. phil. Richard Mollier vom 1. Oktober dieses Jahres ab zum ordentlichen Professor für Theoretische Maschinenlehre an der hiesigen Technischen Hochschule zu ernennen.

Dresden, 16. September. Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht, dem Rektor und Kantor Karl Maximilian Göpfert in Zöblitz das Verdienstkreuz zu verleihen.

Dresden, 15. September. Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht, dem Kirchschullehrer Kantor Friedrich Wilhelm Ebner in Trachenau das Albrechtskreuz zu verleihen.

Dresden, 17. September. Se. Majestät der König haben zu genehmigen Allergnädigst geruht, daß der derzeitige Rektor der Universität Leipzig, Geheime Rat Professor Dr. Friedberg das ihm von Sr. Majestät dem König von Italien verliehene Großoffizierkreuz des Ordens der Italienischen Krone annehme und anlege.

Ernennungen, Versetzungen ꝛc. im öffentlichen Dienste.

Im Geschäftsbereiche des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts. Erledigt: eine ständige Lehrerstelle in Callenberg. Kollator: die oberste Schulbehörde. Einkommen: 1000 M. Gehalt und 150 M. Wohnungsgeld. Bewerbungsgesuche mit sämtlichen Zeugnissen bis in die neueste Zeit sind bis zum 2. Oktober bei dem Königl. Bezirksschulinspektor Schulrat Lötzsch in Glauchau einzureichen; — zur Erledigung gelangt voraussichtlich Anfang November die erste ständige Lehrerstelle zu Leuba. Kollator: das Königl. Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts. Das jährliche Einkommen der Stelle beträgt 1058 M. nebst freier Wohnung und Gartengenuß, überdies 72 M. für Unterricht in der Fortbildungsschule, auch sollen der Lehrerfrau 4 Stunden Nadelarbeitsunterricht übertragen werden. Nach Befinden soll auch eine persönliche Zulage gewährt werden. Bewerbungen sind unter Beifügung sämtlicher Zeugnisse bis zum 30. September an den Königl. Bezirksschulinspektor Buch in Löbau zu richten.

Nichtamtlicher Teil.

England und Transvaal.

Von „wohlunterrichteter" Seite geht den „Hamburger Nachrichten" ein Bericht aus Südafrika zu, demzufolge man sich darauf gefaßt machen müßte, daß ein offener Konflikt zwischen England und der Burenrepublik unmittelbar bevorstehe. Auch die sonstigen Ausführungen und Enthüllungen des Aufsatzes lassen es gerechtfertigt erscheinen, ihn zur weiteren Verbreitung zu bringen. Der Wortlaut des Aufsatzes ist der folgende:

Nirgends tritt die Thatsache, daß die englische Regierungspolitik heute völlig auf dem Niveau derjenigen der berüchtigten anglo-ostindischen Compagnie steht, schärfer hervor, als in der Haltung Englands gegenüber der südafrikanischen Republik. Infolge der unerträglichen Überhebung des englischen Kolonialamts, ist der Gegensatz zwischen den Buren und Engländern heute wieder ebenso schroff, wie unmittelbar nach dem englischen Friedensbruch vom 1. Januar 1896.

Der seit diesem mißglückten Anschlag in London hervorgekehrte Anspruch einer Art Oberhoheit, der Suzeränität über die Südafrikanische Republik, erfuhr von dieser Seite von vornherein die gebührende Zurückweisung. Präsident Krüger verlangte in seiner Depesche vom 25. Februar 1896 die Aufhebung der Londoner Konvention von 1884 und erklärte dabei ausdrücklich, daß eine Suzeränität seit dem Abschlusse dieser Konvention nicht mehr zu Recht bestehe. In der That sprechen hierfür sowohl die Verträge von 1881 und 1884 in ihrem Wortlaute als auch die schriftlichen Erklärungen, welche Lord Derby der Regierung der Südafrikanischen Republik über den Vertrag von 1884 abgegeben hat, die dahin lauten, daß durch die Auslassung derjenigen Artikel des Vertrages von Pretoria (1881), welche der Königin von England und dem englischen Residenten gewisse besondere Ermächtigungen und Befugnisse mit Bezug auf die innere Verwaltung und die auswärtigen Beziehungen der Republik Transvaal vorbehielten, der Regierung der Republik die Freiheit gewährt werde, das Land ohne Einmischung zu verwalten sowie dessen diplomatischen Verkehr und auswärtige Politik selbständig zu gestalten, unter der alleinigen Bedingung des Artikels IV, wonach internationale Verträge nur mit Genehmigung der Königin in Kraft treten sollen. Diese Bestimmung über den Abschluß von Verträgen kommt aber für die Frage der Suzeränität gar nicht in Betracht, und wie ganz bestimmte Äußerungen aus Berlin, Paris und St. Petersburg bekundet haben, teilen fast alle Mächte, außer eben England, die Auffassung der südafrikanischen Republik, daß die ehemalige Suzeränität durch die Konvention von 1884 aufgehoben sei. Das war eben das Endergebnis des siegreichen Unabhängigkeitskrieges der Buren von 1880/81, in welchem sie die Engländer ununterbrochen geschlagen hatten.

Der englische Friedensbruch vom Neujahrstage 1896 hat nun, wie auch wir schon wiederholt hervorgehoben haben, nach allem Völkerrecht alle früheren Verträge, also im besonderen auch die Konvention von 1884, annulliert, und die Südafrikanische Republik hätte wohl richtiger gehandelt, wenn sie damals sofort eine dahin lautende Erklärung in London abgegeben und ihre volle Unabhängigkeit auch bezüglich des Artikels 4 erklärt hätte, anstatt wegen „Aufhebung" dieser mit dem englischen Friedensbruch eo ipso erloschenen Konvention noch in Unterhandlungen einzutreten. Wie vorauszusehen war, benutzte der englische Kolonialminister Chamberlain diesen Fehler und lehnte die Aufhebung ab. Zugleich versuchte er der Angelegenheit dadurch eine andere Wendung zu geben, daß er fortwährend selbst Anklagen gegen die Republik erhob, und es gelang ihm auch, den Hauptgesichtspunkt zu verrücken und die Regierung zu Pretoria von der Geltendmachung ihrer Hauptforderung abzulenken. Seitdem er aber im Parlament nicht nur die mit Dr. Leyds, dem eigens nach London gereisten Staatssekretär der Republik, verabredete Einsetzung eines Schiedsgerichts weit von sich gewiesen, sondern auch noch den Hohn hinzugefügt hat, sich hierfür wieder auf die angebliche Suzeränität Englands über die südafrikanische Republik, die einen Schiedsspruch ausschließe, zu berufen, scheint es mit der schier unerschöpflichen Geduld der Buren zu Ende zu sein. Chamberlain hat mit jenen jetzt verleugneten Verhandlungen offenbar nur bezweckt, die Buren zu täuschen und für die Vorbereitung eines neuen Kriegszuges Zeit zu gewinnen. Das sieht diesem Manne ganz ähnlich. Kein Wunder, daß den Buren schließlich die Geduld gerissen ist, und der Volksraad in Pretoria es nun selbst in die Hand genommen hat, die Frage der Suzeränität klarzustellen und den Streit darüber ein für allemal zum Austrag zu bringen. Dieses Eingreifen des Volksraads dürfte die anscheinend etwas gar zu bedächtig gewordene Regierung der Republik veranlassen, auf den Hauptgesichtspunkt zurückzukommen und nachzuholen, was sie 1896 versäumt hat: nämlich die Konvention von 1884 für erloschen zu erklären und bedingungslose Anerkennung, daß die Republik kein der englischen Suzeränität unterworfener, sondern ein ganz unabhängiger Staat sei, von England zu fordern. Hierdurch würde sie wenigstens alle Nebensachen mit kräftiger Hand vom Tische schieben und die südafrikanische Frage einer beschleunigten Lösung entgegenführen.

Ob die Auseinandersetzung mit England in Frieden gelingt, erscheint sehr fraglich, und die Buren haben sich deshalb durch umfassende Rüstungen auch für den Kriegsfall vorgesehen. Es wird schließlich doch wohl auf einen neuen Kampf um die Unabhängigkeit hinauskommen, und über den Ausgang desselben und seine Folgen auch für die englische Kapkolonie sind wir nicht im Zweifel. Wir haben schon früher diese Verhältnisse beleuchtet. Man wird nicht fehlgehen, wenn man sich die Zukunft von Südafrika, abgesehen von dem deutschen Anteil, als eine holländische vorstellt, und eine weitblickende deutsche Politik muß mit dieser Wahrscheinlichkeit bei Zeiten rechnen. Für die zögernde und anscheinend gar zu bedächtige Haltung der Südafrikanischen Republik dürfte das Bedürfnis, sich gegen den zu erwartenden erneuten englischen Angriff völlig zu rüsten, maßgebend gewesen sein. Geht man jetzt in Pretoria zu einer entschiedeneren Sprache über, so deutet dies darauf, daß man die Stunde der Entscheidung gekommen glaubt; es wäre ja auch seltsam, wollte man die schwierige Lage Englands in Indien, welche voraussichtlich alle seine Kräfte in Anspruch nehmen wird, nicht entsprechend ausnutzen. Die Republik muß nun einfach erklären, daß sie die Konvention von 1884 durch den englischen Friedensbruch von 1896 für annulliert erachtet. Diese Erklärung ist seit den Ergebnissen der Londoner Untersuchung gegen die „Chartered Company" gar nicht mehr aufschiebbar; denn heute steht fest, was damals noch bestritten werden konnte, nämlich, daß der berüchtigte Überfall von der englischen Kolonialregierung ausgegangen ist.

Die Londoner Untersuchung zieht aber noch weitere Kreise, und namentlich sind es, wie leicht erklärlich, südafrikanische Zeitungen, in erster Linie holländische, welche immer neue Enthüllungen veröffentlichen. So schreibt die „Volksstem" vom 6. August unter der Überschrift „Die Kunst zu squaren" folgendes: „Langsam beginnt die Überzeugung sich zu befestigen, daß die Mitwisserschaft des Prinzen von Wales um einzelne Dinge des Anschlages von Rhodes wider die Burenstaaten nicht der einzige und noch weniger der ausschlaggebende Grund dafür gewesen ist, daß das Parlament und die Regierung von England die Untersuchung gegen die „Chartered-Company" mit dem Mantel der „nationalen Politik" zugedeckt haben. Man fängt an zu glauben, daß dahinter viel mehr steckt, als allein die mittelbare Mitbeteiligung des englischen Thronfolgers. Das Bündel geheimer Telegramme, von denen Chamberlain und Hawksley Kopien nicht vorlegen wollten, muß außerordentlich kompromittierend gewesen sein. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die unauffindbaren Telegramme zwischen den Rhodesschen Komptoirs in London und in Kapstadt eine Sachlage aufgedeckt haben, der gegenüber sogar die am schwärzesten sehenden Beurteiler die Fassung verloren haben. Bald nach dem Mißerfolge der großen Verschwörung machten sich in England — inmitten von all dem ohrenbetäubenden Tingeltangelläärm — hier und da bescheidene Stimmen vernehmbar, welche auf eine bisher ungekannte politische Demoralisation in London schließen ließen, auf ein System von Bestechung im großen, wie es wohl noch nie zuvor versucht worden ist. Scharfblickende Leute in Südafrika sind längst davon überzeugt, daß es eine wunderbar glückliche Rechnung von seiten der „Chartered Company" war, als sie auf die Habsucht baute, welche die gegenwärtigen englischen Politiker beherrscht. Daß Sir Henry Loch, jetzt Lord Loch, seit seinem Einvernehmen mit Rhodes nicht ärmer geworden ist, weiß jedes Kind in Südafrika, und daß auch über andere einflußreiche Beamte in Südafrika ein netter Goldregen niedergegangen ist, weiß man auch außerhalb des Klubs in Kapstadt. Auf diese Herren weist man sowohl am Fuße des Tafelberges am Kap, wie auch in London, mit Fingern hin, als auf die schlimmen Gesellen, die ihr Vaterland verunehren. Während der letzten Periode wurde die Bestechung in englischen Parlamentskreisen in großem Maßstabe betrieben. Die Minister allein blieben standhaft gegenüber dem, was man, um sich richtig auszudrücken, „schändliche Praktiken" nennen müßte. Die Minister Pitt und Fox waren zu ihrer Zeit schon Meister in der Kunst des „Squarens" und zogen nicht allein halb Europa hinein sondern auch ihren ganzen eigenen parlamentarischen Anhang. Daß die Kunst des „Squarens" noch nicht verloren gegangen ist, könnten die verlorengegangenen Depeschen von und an Rhodes beweisen."

Diese Mitteilungen lassen eine Korruption ahnen, wie sie in gleichem Maße vielleicht nur in dem verfallenden römischen Weltreiche zu finden gewesen ist. Man darf darauf gespannt sein, was da noch Alles enthüllt werden wird, denn die Burenpresse scheint über reiches Material zu verfügen. Auch in dieser Korruption darf man, wie in so vielem Anderen, ein Anzeichen des unaufhaltsamen inneren Verfalles des englischen Weltreiches erblicken, und die Ereignisse werden nicht ausbleiben, welche den äußeren Anstoß zu seinem Zusammenbruche geben.

Die sächsischen Ordnungsparteien

die sich gemeinsam mit dem Bunde der Landwirte für die bevorstehenden Landtagswahlen zusammengeschlossen haben zu einem festen Bunde gegen die Umstürzler und die hoffentlich auch noch bei späteren Gelegenheiten treu zusammenstehen werden, finden für ihr patriotisches Verhalten durchaus die Zustimmung des Fürsten Bismarck. Das geht hervor aus einem Schreiben, das der Sohn des Altreichskanzlers, Graf Herbert Bismarck, an den Vorstand des hiesigen Konservativen Vereins gerichtet hat. Das Schreiben, welches sich als die Antwort darstellt auf eine Anfrage darüber, ob Fürst Bismarck bei seiner letzten bekannten Kritik über die Konservativen im allgemeinen auch die sächsischen Konservativen im Auge gehabt habe, lautet, wie wir den hiesigen „Dresdn. Nachr." entnehmen, folgendermaßen:

Die Annahme, daß die in neuerlichen Veröffentlichungen meinem Vater zugeschriebenen Äußerungen über die konservative Partei sich nicht auf die Konservativen Sachsens bezogen haben können, ist vollständig zutreffend.

Soviel ich weiß, fußen jene Veröffentlichungen auf längeren Unterhaltungen bei Tisch; es ist deshalb schon wahrscheinlich, daß die in der Folge aus dem Gedächtnis gemachten Niederschriften kein wortgetreues Bild der Äußerungen meines Vaters geben, während die meisten derjenigen Sätze, die allgemein als zutreffend anerkannt werden, auch bereits früher in ähnlicher Form von ihm ausgesprochen worden sind.

Ich habe jenen Gesprächen nicht beigewohnt, denke mir aber, daß die Kritik meines Vaters hauptsächlich eine retrospektive war und sich primo loco mit dem Verhalten der Führer der konservativen Reichstagsfraktion bei Durchpeitschung der Handelsverträge befaßt haben wird. Der Reichstag von 1893 war schon unter neuen Auspicien gewählt worden und mein Vater hat nur den Wunsch, daß bei den 1898 kommenden Neuwahlen diejenigen Ideen, die er nach seiner Weltanschauung auf Grund langer Erfahrung für konservativ hält, verstärkt zur Geltung gebracht werden. Daß seine zwanglosen Äußerungen ohne Revision der Fassung in seinem Namen veröffentlicht wurden, war von meinem Vater nicht vorausgesehen.

Die Thatsache allein, daß mein Vater sich eingehend und warnend im Hinblick auf die Pflege der konservativen Interessen wiederholt in den letzten Jahren ausgesprochen hat, beweist doch, daß sie ihm am Herzen liegen, denn er würde sich gewiß niemals warnend oder belehrend in Bezug auf die Führung der Fortschrittspartei äußern, weil er sie für unverbesserlich und ihre Tendenzen mit dem Staatswohl unvereinbar hält.

Den sächsischen Konservativen und deren Führung in dem Dresdner Landtag speziell hat mein Vater stets Anerkennung gezollt, und er hat sich gefreut, zu hören, daß es gelungen ist, in Sachsen für die bevorstehenden Wahlen die Anhänger der staatlichen Ordnung und Vertreter des nationalen Erwerbes unter eine Fahne zu sammeln. Wenn es gelänge, ein Gleiches für die nächsten Reichstagswahlen zu thun, so würde damit ein Ziel erreicht werden, wie es ein besseres für konservatives Streben nicht geben kann. Dazu wäre aber nach der Meinung meines Vaters nötig, daß das preußische Kontingent der Konservativen sich die Haltung der sächsischen in einigen Richtungen aneignete.

Aus dem Schreiben geht übrigens auch so viel hervor, daß davon keine Rede sein kann, als ob Fürst Bismarck etwa eine systematische Befehdung der Konservativen plane und ihnen den Kampf gegen die Demokratie seinerseits erschweren wolle. Freisinnige Blätter, besonders die durch ihren Phantasiereichtum bekannte „Vossische Zeitung", hatten sich schon schmunzelnd vorgestellt, Arm in Arm mit dem Fürsten die „Junker" bekämpfen zu können. Während der Freisinn sonst nichts als ein mitleidiges Lächeln für den Fürsten übrig hatte, sollten seine Worte gegen die Konservativen plötzlich die beste aller freisinnigen Wahlparolen sein! Aus diesen freisinnigen Hoffnungen wird nichts werden. Fürst Bismarck hat den Konservativen einen Rat erteilt, für dessen scharfe Form die Gründe noch nicht völlig klar zu tage liegen, der aber sicher trotzdem Berücksichtigung finden wird. An eine systematische Bekämpfung der stärksten unter den staatserhaltenden und monarchisch gesinnten Parteien und an eine wenn auch nur indirekte Unterstützung der Demokratie aber denkt er in alle Wege nicht.

Tagesgeschichte.

Dresden, 21. September. Wie uns aus Zwickau berichtet wird, trafen Ihre Majestäten der König und die Königin gestern nachmittag 4 Uhr 37 Min. mit Sonderzug von Auerbach kommend dort ein. Auf dem Bahnhofe fand großer Empfang statt, zu welchem die Generalität und zahlreiche Offiziere sowie die Spitzen der Behörden und die Vorstandsdamen des Zwickauer Albertzweigvereins erschienen waren. Vor dem Bahnhofe hatten die Militärvereine, der Veteranenverein und die privilegierte Schützengesellschaft Aufstellung genommen. Die Ehrencompagnie stellte das 9. Infanterie-Regiment Nr. 133.

Nachdem Se. Majestät der König den Parademarsch der Ehrencompagnie abgenommen hatten, fuhren Beide Majestäten und Allerhöchstderen Gefolge unter enthusiastischem Jubel der die festlich geschmückten Straßen füllenden Bevölkerung nach dem „Hotel zur Post". Vor dem Hotel erwies eine zweite Compagnie des schon genannten Regiments die Ehrenbezeigungen. Nach dem Vorbeimarsche der Ehrenwache begaben Ihre Majestäten Sich in Allerhöchstihre Absteigequartiere. Um 5 Uhr fand in dem reich mit Fahnen und Pflanzen geschmückten Hotel Königl. Tafel statt, an welcher Beide Majestäten mit den Suiten teil-

Kunst und Wissenschaft.

Erste internationale Kunstausstellung zu Dresden.

XXIV.

Berlin. Düsseldorf. Karlsruhe. Weimar.

In den Sälen, welche Malern aus den vorbezeichneten Kunststädten eingeräumt sind, haben wir nur mehr eine Nachlese zu halten, bez. einiges schon Gesagtes zu erweitern. Unter den Berlinern besitzen die älteren unsere größere Sympathie. Was die „Modernen" uns bieten, ist mit Ausnahme einiger Arbeiten Skarbinas und Dettmanns nur zum Teil oder gar nicht erfreulich. Letzteres beziehen wir namentlich auf Liebermann und Leistikow. In den Werken jenes finden sich unbestreitbar treffende realistische Züge und seine „Näherin" wie „Die Weber" kann man als in ihrer Art erträgliche Produktionen gelten lassen, allenfalls auch die sehr skizzenhafte „Allee bei Harlem" für annehmbar erklären. Aber gegenüber dem der Plastik nicht entbehrenden Porträt seiner Eltern und dem Bildnis einer Dame kommen viele Beschauer schwerlich über die stumpfe und schmuddlige Behandlung des Fleischtons wie auch der Gewandung hinweg, wohl aber zu der Ansicht, daß hier geradezu auf Kosten der lebenswahren Erscheinung aller malerische Reiz beiseite gelassen ist, und zur Verwunderung darüber, daß selbst der Sohn in dem Autor des Gruppenbildes die Neigung zum Verhäßlichen nicht zurückgedrängt hat. Bezeugen diese Arbeiten dabei immerhin Ernst und zielbewußtes Können, so gestattet Walter Leistikows „Teich" Zweifel, ob es dem Verfasser um ein bloßes Experiment, um einen symbolistischen Scherz oder um die ernstgemeinte Darstellung eines mysteriösen Erdenfleckchens zu thun gewesen ist. Im letzteren Falle hätte der Maler, der sehr wohl der natürlichen Ausdrucksweise mächtig ist, sich unnötig weit von der Natur entfernt, da es zur Erweckung einer solchen Stimmung keineswegs der Vorführung von Bäumen bedarf, die anstatt Alt- und Laubwerk in Graugrün und Braun schimmernde Wattenballen tragen. So sieht man die Bäume zu keiner Zeit und am wenigsten zu derjenigen Dämmerstunde, welche die Farbe des Wassers erraten läßt. Treffen aber die erstermähnten Vermutungen über die Absicht Leistikows zu, so hat man gar keine Veranlassung, sich mit der Plakatarbeit weiter zu beschäftigen. Gern wendet man sich von diesen Leistungen zu den Gaben der älteren Künstler, wobei man sich noch nicht einmal gleich an Meister Menzel zu klammern braucht. Denn ob auch Meyerheim, Bracht, Frenzel, Hertel u. a. nicht mit völlig einwandfreien, den höchsten Punkt ihrer Kraft zeigenden Werken vertreten sind, so gewahrt man doch eine gesunde Tüchtigkeit und keine Versuche, durch Willkürliches, Absonderliches und Rätselhaftes das Publikum zu verblüffen und zu überrumpeln. Von Paul Meyerheims „Gutshof" am Mittag haben wir schon gesprochen. Eugen Bracht hat eine große Landschaft „Hannibals Grab" ausgestellt, ein mit Kraft erfaßtes heroisches Stück Natur, dem die leichte Stilisierung der vorzüglich zusammengehaltenen Baumgruppe wohl ansteht und dessen Abbild lediglich von den in schwachem Gelbviolett getönten Wolken etwas gedrückt wird. Es würde sich noch mächtiger ausnehmen, wenn der Himmel sich weiträumiger über der Landschaft wölbte. Von Albert Hertel sind drei Landschaften da, zwei mit norddeutschen Motiven, eine mit einem solchen von der Riviera, alle sicher und fein durchgebildet im Vortrag, nicht ganz modern, aber ganz ehrlich ohne Aufputz in Technik und Ausdruck. Insbesondere ist die pommersche Herbstlandschaft, im Lichte eines trüben Tages gesehen, eine charaktervolle Leistung der älteren Berliner Kunst. Den Repräsentanten der letzteren steht Oskar Frenzel nahe. Bei ihm begegnet man der nämlichen einfachen Naturanschauung und der gediegenen Kraft, den empfangenen Eindruck klar und ungeschminkt wiederzugeben. In dem Bilde „Nach dem Regen" ist die Wetterstimmung meisterhaft getroffen, in dem anderen „Spätsommer" sind die Kühe vorzüglich in Licht und Luft gestellt, und nur etwas mehr Wärme in der Farbe bleibt bei beiden zu wünschen. Im Berliner Saal hat auch ein Gemälde Karl Gussows, der lange Zeit in der Reichshauptstadt gelebt hat und jetzt in München wohnt, Platz gefunden: „Die Dorfsparzen" werden vielen Besuchern schon bekannt sein, aber auch diejenigen, für die sie neu sind, kaum überraschen und fesseln, da sie auf die Eigenschaften eines koloristischen Kunststückes beschränkt sind.

Unter den Werken der Düsseldorfer beansprucht nach der Bedeutung des Künstlernamens wie des Gegenstandes das im vorigen Jahre geschaffene Gemälde Eduard v. Gebhardts „Der zwölfjährige Christus im Tempel" an erster Stelle erwähnt zu werden. Wie in so vielen religiösen Darstellungen dieses Malers haben wir auch in dieser neuen ein Verschmelzungsprodukt moderner realistischer Kunstanschauung und im niederländisch-deutschen Meisterstil des 15. und 16. Jahrhunderts geübter Malweise und äußerer Charakteristik vor uns. Der Tempel ist zum Gemach eines Patrizierhauses geworden, in welchem Männer in der entsprechenden Erscheinung und Gewandung mit Staunen den weisen Aussprüchen des am Kopfende eines langen Tisches sitzenden Jesus zuhören. Das Bild wird vielfach als eine Meisterschöpfung bezeichnet, eine Meinung, die wir nicht teilen. Neigen wir schon im allgemeinen der Ansicht zu, daß mit der Wahl des Schauplatzes, der Typen und Trachten nach Maßgabe einer uns näher liegenden Zeit vielen religiös denkenden Menschen kein Dienst geschehe, ihre Illusion nicht lebendiger gemacht, ihre Auffassung nicht geläutert werde, so können wir uns im besonderen vor dem Gemälde E. v. Gebhardts des Eindrucks nicht erwehren, daß hier die realistische Behandlung bis zum Profanen getrieben sei. Die ernstesten Intentionen des Verfassers unbedingt zugegeben, ist für unser Gefühl der den Mittelpunkt bildende Jesusknabe nicht allein jedes göttlichen Zuges, sondern gar der starken menschlichen Sympathie entkleidet, wirkt der alltägliche Raum störend, und wie mannigfaltig auch die Haltung der Zuhörer von lächelnder Verwunderung bis zum bestürzten Staunen und nachdenklichen Betrachten abgestuft ist, erscheint uns das Ganze doch mehr klug und geschickt arrangiert als unmittelbar tief empfunden zu sein. Dabei sehen wir noch von dem theatralischen Auftritt der Eltern im Hintergrund der Szene ab, wie wir uns anderseits durchaus nicht der Vorzüglichkeit der rein malerischen Leistung, namentlich in Bezug auf alles Stoffliche, verschließen. Nach dem v. Gebhardtschen Bilde ist Arthur Kampfs „Vor dem Gnadenbilde in Kevelaer" zu nennen. Vor dem Muttergottesbilde haben sich zahlreiche Wallfahrer versammelt, Kranke, Lahme, von Not und Kummer Bedrückte, die teils knieend teils in gebückter oder auch aufrechter Haltung flehend und hoffend ihre Andacht verrichten. In der Auffassung und Gruppierung zeigt sich kein überraschender künstlerischer Impuls, aber es sind charakteristische Köpfe in dem farbig sehr gut gemalten Bilde, die gläubige Inbrunst der vorn knienden Frauen ist einfach und stark wiedergegeben und das Ganze sehr wirksam unter eine aus dem Kerzenlicht am Bogenrand des Gnadenbildes und dem warmen Sonnenschein im Hintergrund gemischte Beleuchtung gesetzt. Eine absonderliche Darstellung ist Willy v. Beckeraths „Harpyie", nach der Überlieferung geformt als Zwitterding von Jungfrau und Raubvogel, wie es auf antiken Vasenbildern erscheint. Dieses auf dem Ast eines hohen Baumes hockende Fabelwesen — bei Homer eine Göttin des Sturmes und Todes — ist in seinen tiermäßigen Partien vom Maler so sorgfältig und naturtreu behandelt, daß es nicht mehr als eine freie Phantasieschöpfung erscheint, durch welche allein der Vorwurf leidlich interessant zu machen gewesen wäre. Aus der kleinen Reihe der Landschaften, darin sich großenteils wohlgelungene Werke H. Liesegangs